

Aus dem Inhalt:

Sing a new song – Neue Lieder braucht die Kirche

Das Kirchenlied als Medium
christlich-religiöser Bildung
und der Lebenskunst

Aus dem Pfarrverein

Aus der Pfarrvertretung

Buchbesprechungen

In memoriam



Liebe Leserin, lieber Leser!

„D eutschland sucht den Superstar“ geht in diesem Jahr schon in die 15. Runde. Talente aus den unterschiedlichsten Musikrichtungen wie Schlager, Pop, Reggae, Rap und Rock werden wieder um den begehrten Titel wettssingen. Unzählige Menschen werden das verfolgen und nach dem Superstar mit der Superstimme und dem Superlied Ausschau halten. Da soll jemand behaupten, Singen und Lieder seien nicht angesagt in dieser Zeit. Singen als ein von Medien inszeniertes Spektakel hier. Singen als Selbstvergewisserung und Stärkung dort. Singen gegen die Angst. Singen als Trost für die Seele. Auch das. Gesang hat eben nicht nur eine Auswirkung auf die Einschaltquote, sondern besonders auch auf Seele, Herz und Gemüt. Das merken alle, die selber singen. Nicht nur in der Küche. Auch in der Kirche und ihren Gemeinden. „Sing a new song. Neue Lieder braucht die Kirche.“ Die zweite Ausgabe in diesem Jahr ist unserem kirchlichen Liedgut und dem Gesang gewidmet. Damit möchten wir schon einmal auf die Einführung des neuen Gesangsbuchanhangs am 1. Advent einstimmen - neugierig, wie das Singen und Musizieren dieser Lieder wohl klingen wird. Da, ein Tagtraum! Ich sehe ich es in großen Lettern vor mir: „CHRISTUSGEMEINDE SUCHT DAS SUPERLIED“. Ein neues Lied aus dem neuen Beiheft. Ein Lied mit Esprit, mit Geist, der sich in einem geistreichen Text zeigt, der mich begeistert singen und swingen lässt und dazu noch meinen Glauben stärkt. Ein neues Lied mit einer Melodie, die jungen Leuten unter die Haut gehen und alte Men-

schen berührt. Oh, da endet er, der Tagtraum, mit einem: „Ja, wie schön, wär das!“ „Gemeinde x sucht das Superlied“ – um die Staffel starten zu können, gibt es Fortbildungsangebote, die helfen werden, die Lieder des Anhangs besser kennenzulernen. Mancher mag sich in der Gemeinde auch selbst musikalisch um die Lieder bemühen. Wie es aussieht, wird es also ein musikalisches Jahr 2018 werden. Wer weiß, welches Lied sich in Ihrer Gemeinde ganz besonders in die Herzen schwingen, swingen, grooven wird. Ja, wie schön wird das! Ich bin gespannt und freue mich. In dieser Weise, nämlich freudig in Dur gestimmt, grüße ich Sie auch für das Tandem in der Schriftleitung

Ihre



Hinweis auf die übernächste Ausgabe

Die übernächste Ausgabe 5/2018 widmet sich dem Thema „Generation Y – oder: Glück geht vor Geld“.

Ihre Beiträge senden Sie am besten als Word-Datei

bis spätestens zum

03. April 2018

an die Schriftleitung.

Die kommende Ausgabe 3-4/2018 zum Thema „Dritter Weg am Ende? – Kirchliches Arbeitsrecht wohin?“ befindet sich bereits in Vorbereitung.

Die Themen für 2018

In dieser Ausgabe informieren wir Sie mit folgender Jahresübersicht über die weiteren vorgesehenen Themen in diesem Jahr 2018. Ab Ausgabe 5/2018 finden Sie auch die jeweiligen Abgabetermine für Ihre Texte zur besseren Planung. Wir freuen uns über Ihre Beiträge! Änderungen vorbehalten.

Überblick Themen 2018

Ausgabe	Thema	Abgabe der Texte
1/2018	Wir war es? Rückblick auf die Reformationsdekade 2008-2017	
2/2018	Sing a new song – Neue Lieder braucht die Kirche	
3-4/2018	Dritter Weg am Ende? – Kirchliches Arbeitsrecht wohin?	
5/2018	Generation Y – oder: Glück geht vor Geld	3.4.2018
6/2018	Islam und Christentum – Auf der Suche nach Gemeinsamkeiten	25.4.2018
7-8/2018	Gesundheit und Pfarramt – Raus aus der „Burnout-Falle“	2.7.2018
9/2018	Politische Ethik – Es geht um Menschenwürde	1.8.2018
10/2018	„Hände zum Gebet falten ist der Anfang eines Aufstandes gegen die Unordnung der Welt“ – Zum 50. Todestag von Karl Barth	3.9.2018
11-12/2018	Analyse, Gestaltung, Lösung – Die Arbeit der Gemeindeberatung	1.11.2018
1/2019	Tag der Pfarrerinnen und Pfarrer aus Baden und der Schweiz in Basel	3.12.2018

Das Kirchenlied als Medium christlich-religiöser Bildung und der Lebenskunst

In unserem Beitrag zum Thema betrachtet Prof. Dr. Peter Bubmann, seines Zeichens Theologe, Komponist und Professor für Praktische Theologie im Fachbereich Theologie der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, in grundsätzlicher Weise das Kirchenlied als Medium christlich-religiöser Bildung und der Lebenskunst. Er wünscht der musikalischen Gestaltung des Kirchenliedes, dass mehr ungewohnte Klänge gewagt werden, die die Erwartung des rettenden Handelns Gottes musikalisch zum Klingen bringen.

Bildung zielt auf die Kunst, das eigene Leben bewusst zu gestalten, ihm eine vor Gott, vor den Mitmenschen, vor sich selbst und der Umwelt verantwortete Form zu geben. Für diese Lebenskunst sind ästhetische Prozesse zentral: sinnliche Wahrnehmung, Sinn-Imaginationen, das Andenken und Ausprobieren von noch nicht realisierten Möglichkeiten, spielerische Kreativität, rituelle, festliche und liturgische Verdichtungen des Lebens. Zu alledem kann das Singen und Hören von Kirchenliedern beitragen. Wird nach der Bedeutung von Kirchenliedern für die christlich-religiöse Bildung gefragt, dann ist allerdings noch mehr gemeint als lediglich die Sozialisation in christliche Frömmigkeitsformen hinein. Im Folgenden ist daher programmatisch von den *Bildungschancen*

Bildungschancen durch das Singen von Kirchenliedern

durch das Singen von Kirchenliedern die Rede. Singen ist ein viel versprechender Teil der Selbstbildungsprozesse mündiger Menschen in Sachen Religion.¹ Dass Musik ein bevorzugtes Medium religiöser Erfahrung und religiöser Bildungsprozesse sein kann, ist im Zuge des „aesthetic turn“ in den Geisteswissenschaften und in der Praktischen Theologie wieder stärker in den Blick geraten. So liegt es nahe, nach der besonderen Bedeutung des Singens und des Musizierens für die christliche Lebenskunst zu fragen.²

A) Singen als Verdichtung christlicher Lebenskunst

Nähert man sich phänomenologisch dem Singen, so ist mit Christa Reich zunächst der Zusammenhang von Aktivität und Empfänglichkeit im Singen zu betonen.³ Singen ist nämlich „ein Phänomen von Eigenresonanz“⁴, eine Verbindung von stimmlichem Ausdruck und hörendem Eindruck. Ja, Singen ist „zuallerst *Eindruck*“⁵, nicht nur Ausdruck.

„Während die Singenden das komplexe Klanggeschehen von Wort, Ton und Stimme ins Leben rufen, kommt der Klang wie von außen über das Ohr zu ihnen zurück.“⁶

Singen ist also ein spezifisches Rückkopplungsphänomen, das eigene Stimmaktivität mit dem Hören verknüpft. Das Singen lebt elementar vom Hören. Und im

Singen bildet sich zugleich das Hören – das Hören auf sich selbst wie auf andere und darin auch auf Gott!

1. Im Singen bildet sich das Hören

Über das Ohr entwickelt sich von Lebensbeginn an Urvertrauen, wird heimatliche Geborgenheit erlebt, wird aber auch das unbekannte Neue erfahren. Hören-Lernen gehört deshalb zur religiösen Erziehung und Sozialisation dazu. Übers Gehör erschließen sich wichtige Grundbestände gemeinsam geteilter (religiöser) Kultur: Worte und Klänge, Botschaften und Stimmungen. Musik ist die Kunst des Hör-sinns. Nur als ertönende und hörend wahrgenommene ist sie in ihrem Element. Auch der Glaube hat mit der Lebenskunst des Hörens zu tun. Denn die Aufnahme des Evangeliums erfolgt jedenfalls nach Paulus primär über die Hörorgane (vgl. Röm 10,14.17; Joh 10,3.27). Die Ohren sind daher für Martin Luther die eigentlichen Sinneswerkzeuge eines Christenmenschen. Im musikalischen Hören kann auch *das religiöse Hören gebildet werden*. Die Wahrnehmung wird geschärft, das Hin- und Zuhören und damit der Empfänglichkeitssinn geschult.

2. Im Singen bildet sich religiöse Identität und Ausdrucksfähigkeit

Das Singen ist expressives Medium von Identitätsfindungsprozessen. Im Singen erschließt sich Selbst-Bewusstheit – körperlich-sinnlich und geistig. Aber es bleibt auch eine Fremdheit der eigenen

Stimme gegenüber. Die stimmliche Identität bedarf immer auch des Hörens Anderer. Darin wird deutlich, dass Identitätsbildung immer in Beziehungsprozessen stattfindet und fragil bleibt. Im Stimmklang lassen sich die Lebensgeschichte und die gegenwärtige Befindlichkeit wahrnehmen. Im Singen verdichtet sich die Existenz. Wird Gottesdienst auch als Verdichtung des eigenen Lebens vor Gott verstanden, dann ist er schon aus diesem Grund angewiesen auf das Singen! Singen hilft dazu,

Die Ohren sind für Martin Luther die eigentlichen Sinneswerkzeuge eines Christenmenschen

den eigenen Emotionen im religiösen Ritual eine Form zu geben, ihnen Ausdruck zu verleihen. Die Klänge lassen im inneren Hören einen Raum entstehen, in den emo-

tionsbesetzte Deutungen Gestalt gewinnen. Die eigenen expressiven Möglichkeiten religiöser Erfahrung werden so erweitert und differenziert.

3. Singen bildet durch Selbstüberschreitung

„Wer singt, überschreitet [...] die Grenzen seiner Befindlichkeit. Besonders an Knotenpunkten des Lebens wird spürbar, dass der Singende sich nicht nur selbst darstellt, sondern im Singen über sich hinausgeführt wird.“⁷

Beim eigenen Singen schwingen versunkene Klänge mit. Die zärtliche Stimme der Mutter, das Wiegenlied und der Gute-Nacht-Kuss, sie bilden Unter- und Nebenstimmen des eigenen Stimmklangs. Singen bringt mit der je eigenen Vergangenheit in Verbindung und auch mit dem tradierten Sinnkosmos unserer

Gesellschaft. Beides lagert sich ab im Stimmklang. Aber es sind auch Zukunftsklänge ins Singen hineinkomponiert, Wünsche und auch Ängste. All das, woran das Herz hängt.

„In der Verschmelzung von Fremden und Eigenem wächst Identität, die keiner nur aus sich selbst bezieht, sondern immer auch in Anknüpfung an seine Herkunft, und sei's in Abgrenzung. Tradition ist das Reservoir unserer Identität. Singen ist deshalb immer auch Rollenhandeln, mit dem wir etwas uns Heutigen Fremdes darstellen, etwas repräsentieren, das zurück- oder vorausliegt.“⁸

Singen eröffnet neue Lebensräume. Theologisch bzw. religionsphänomenologisch mit Manfred Joutsittis gesagt: Singen ist ein „Verhalten mit transzendenter Tendenz“⁹.

4. Singen bildet Gemeinschaft

Der Ende 2005 in die Kinos gelangte Film „Wie im Himmel“ zeigt, welche gemeinschaftsstiftende Kraft das Singen besitzt. Aus einem zusammengewürfelten Haufen unterschiedlichster Menschen entsteht eine fast himmlische Gemeinschaft. Das Singen begeistert und schweißt zusammen, ohne notwendigerweise zu uniformieren. Singen erzeugt eine Nähe, ein Verschmelzen im gemeinsamen Klang, das die Möglichkeit sprachlicher Interaktion weit übersteigt. Allerdings: In Deutschland ist die Gefährlichkeit gemeinsamen Ge-

Singen bedarf immer der kritischen Reflexion und der ethisch verantworteten Gestaltung

Durch die Vertonung und das Singen werden religiöse Texte zu einem aktuellen Geschehen

sangs besonders bewusst. Stimmgewalt kann faszinieren und tyrannisieren. Der Nazi-Terror war von Gesang begleitet. Deshalb ist Singen nicht von sich aus automatisch ein ethisch und pädagogisch fruchtbares Geschehen. Es bedarf immer der kritischen Reflexion und der ethisch verantworteten Gestaltung.

5. Singen hilft zum tieferen Verstehen und erschließt das Wort

Kirchenmusik und insbesondere das eigene Singen stiftet eine zweite Ebene des Verstehens und der Interpretation. Durch das Hören und Singen von Liedern, Motetten, Kantaten und Oratorien

werden biblische und andere religiöse Texte in einzigartiger Weise erschlossen. Jede Vertonung von religiösen Texten fügt eine zweite musi-

kalische „Sprach“-Ebene hinzu. Die musikalische Struktur bringt eine bestimmte Deutung ins Spiel. Begibt man sich auf die Spur dieser Deutungen, vertieft sich insgesamt das Verstehen. Durch die Vertonung und das Singen werden religiöse Texte zu einem aktuellen Geschehen.

Man kann sie nicht länger als objektives Wissen missverstehen oder objektivierend auf Distanz bringen.

Sie treffen die Hörenden vielmehr als akustische Performance, die eine existentielle Stellungnahme verlangt. Damit re-

präsentieren die Klänge die performative religiöse Logik des christlichen Glaubens: Es geht nicht um objektiv-dogmati-

ches Verfügungswissen über Gott, sondern um Empfänglichkeit gegenüber dem Wirken des Heiligen Geistes, der zum Neuen Sein bewegt. In Zustimmung oder Ablehnung werden die Hörenden zum eigenen Urteil und zur eigenen Lebensgestaltung herausgefordert. Singen geistlicher Lieder ermöglicht somit *existentielle spirituelle Erfahrungen und daraus resultierende Bildungsprozesse christlicher Lebenskunst*.

B) Wer sich beim Kirchenliedsingen bilden kann

1. Der und die Einzelne

Innerhalb und außerhalb des Gottesdienstes können Kirchenlieder zum Medium religiöser Erfahrung werden, der Seelsorge und religiöser Selbstbildungsprozesse. Es ist noch zu wenig untersucht, inwieweit das empirisch tatsächlich geschieht. Eine Tagung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD im Sommer 2009 hat immerhin gezeigt, dass jetzt einige erste empirische Forschungen zur Rezeption von Kirchenmusik entstehen bzw. bereits vorliegen. Übereinstimmend wird dabei darauf verwiesen, dass dem aktiven Singen eine besondere Bedeutung hinsichtlich religiöser Erfahrungen zukommt.

2. Gemeinden

Gemeinde ist nicht einfach durch Anwesenheit mehrerer Menschen in einem Kirchengebäude gegeben. Erst im gemeinsamen Hören, Singen, Beten, Feiern und Handeln bildet sich Gemeinde. Gemeindegang ist Gesang, der in den Klangraum der Stimme des erwählten Volkes Israel und der Kirche Jesu

Christi gerät und sich so einbinden lässt in eine Raum und Zeit übergreifende Gemeinschaft der Glaubenden. Das Singen von Kirchenliedern zählt insofern zu den *notae ecclesiae* einer Kirche, die ihre Charismen pflegt, und ist ein Erkennungszeichen von Kirche als Geschehen der Kommunikation des Evangeliums.

3. Formelle und informelle Lerngemeinschaften

Im Singen bilden sich verschiedene Gruppen und Gemeinschaften und lernen dabei religiös: angefangen von Schulklassen im Religionsunterricht, die in formellen Unterrichtsprozessen der Musik als Medium religiöser Bildung begegnen, über das gesellige und liturgische Singen in Jugendgruppen, bei Familienfreizeiten bis hin zum Seniorensingen. Chöre jeglicher Stilrichtung sind immer auch Orte religiöser Bildung in der Begegnung mit klingenden Traditionen der Frömmigkeit, auch wenn keine formellen pädagogischen Prozesse intendiert sind.

4. Liturgen und Kirchenmusiker

Liturgen wie KirchenmusikerInnen haben die Chance, sich in der Vorbereitung von Gottesdiensten durch die Begegnung mit Kirchenliedern theologisch und spirituell zu bilden. Viel zu wenig wird dabei laut gesungen. Das aber erschließt so manches Sonntagsproprium besser als umfangreiche Predighilfen (weil sich etwa in den 6/8-Rhythmen der Osterlieder schon performativ mitteilt, was als Auferstehungsfreude zu predigen wäre). Die Wahrnehmung und das Singen der Lieder bilden theologisch wie ästhetisch

und fördern die Sensibilität für die Stimmigkeit liturgischer Dramaturgien.

Wer hingegen die Lieder des Sonntags zum ersten Mal in der Kirchenbank oder an der Orgel aufschlägt, verschleudert persönliche wie liturgische Bildungschancen – ganz abgesehen von der liturgischen Verantwortungslosigkeit, die sich darin dokumentiert. Spezifische Bildungsmöglichkeiten bietet aber auch das Selbermachen von Liedern zu aktuellen Anlässen. Wer einmal selbst an Liedtexten und Melodien gefeilt hat, entwickelt (hoffentlich) Ehrfurcht vor dem Liedschatz der Gesangsbücher und dem Charisma heutiger Liedermacher und gewinnt einen schärferen Blick und ein feineres Gehör für die Stimmigkeit und Passung von Liedern im Gottesdienst.

Die Wahrnehmung und das Singen der Lieder bilden theologisch wie ästhetisch und fördern die Sensibilität für die Stimmigkeit liturgischer Dramaturgien

Wer sich dieser Melodie anvertraut, findet einen klingenden Raum der Klage, in dem sich Fremdes und Vorgegebenes mit Eigenem verbinden lässt.

heilsam (Str. 5). Die Melodie spannt bis zum höchsten Ton im drittletzten Takt einen großen Bogen und schafft so eine eigene Bewegung und Geste der doxologischen Anrufung, lebendig bewegt durch den Anapäst-Rhythmus.

Auch das Klagen lässt sich im Singen lernen. Friedemann Gottschick verleiht der Klage, ja Anklage eine eindrucksvolle Gestalt in Text und Musik: „Gott mein Gott, warum hast du mich verlassen“¹¹.

Bemerkenswert ist hier vor allem der Schluss der Melodie, die eben nicht harmonisch auf dem Grundton endet, sondern in der erniedrigten zweiten Stufe und damit offen fragend endet.

C) Was wir beim Kirchenliedsingen lernen können

1. Loben und Klagen, Danken und Bitten lernen: Doxologie und Gebet

Am Beispiel der Rühmung Gottes in Jürgen Henkys Lied „Tief im Schoß meiner Mutter gewoben“¹⁰ ließe sich exemplarisch das Loben und Beten lernen.

Die Gott zugesungenen Prädikationen Liebe (Str. 1), Licht (Str. 2 + 1), Wort (Str. 3), Ton & Lied (Str. 4) münden ins Bittgebet (Str. 5). Musikalische Metaphern lassen den Text klingen: „Ton“ des Lebens, das von Gott geschenkte „Lied“ (Str. 4). Der Gesang des „Namens“ Gottes wirkt

2. Öffentlich den Glauben ausdrücken lernen:

Bekennen und bezeugen

Martin Luther hat neben seinen bekannten Festliedern und Psalmübertragungen auch Lieder hinterlassen, in denen er das Ganze des Evangeliums zum Ausdruck bringen wollte: gereimte Dogmatik, anschaulich-singbar formatiert. Damit hat er große Wirkung erzielt und zur Verbreitung der Reformation beigetragen. Gereimt-vertonte Dogmatik erfreut sich heute allerdings deutlich geringerer Beliebtheit – weshalb in jüngeren Milieus derzeit eher Lob- und Anbetungslieder boomen. Umso mehr ver-

dient der Versuch Aufmerksamkeit, ein heutiges Pendant zu Luthers Rechtfertigungslied „Nun freut euch, lieben Christen g'mein“ (EG 341) zu schaffen – ein Lied also, in dem sich das öffentliche Bekenntnis zum christlichen Glauben Ausdruck verschafft.

Fritz Baltruweit und Jan von Lingen versuchen dies in ihrem Lied „Ein Ton trifft mein Leben“¹², setzen dabei theologisch eigene Akzente und bleiben doch in der Spur des Reformators. Wie bei Luther singt das „ich“ desjenigen, der exemplarisch und stellvertretend für viele seine Glaubenserfahrung beschreibt. Während Luther nur in der 1. Strophe das „wir“ der Christengemeinde anführt („und lasst uns fröhlich springen“, „was Gott an uns gewendet hat“) und dann ganz auf die unmittelbare Heilsvermittlung durch Christus für den einzelnen abhebt, wechseln Baltruweit/van Lingen von den „ich“-Außenstrophen zum „wir“ in den dogmatisch zentralen Strophen 3-5. Christi Heilswirken, seine Geist-Sendung, der eschatologisch orientierte Glaubensweg – all dies betrifft zuerst die Gemeinde („kommt Christus zu uns“ Str. 3; „schickt uns in die Welt“ Str. 4; „Wir lernen im Glauben“ Str. 5). Das ist theologisch wichtig, weil es einem Missverständnis des Protestantismus als individueller Gewissensreligion entgegensteuert. Es bleibt aber dabei, dass zunächst der Heilsgewinn für mich selbst formuliert wird: „Die Seele wird frei“ Str. 1, „und ich werd gesund“ Str. 2. Schwergewichtige Topoi der dogmatischen Tradition (die Sündenqual, die Luther in seiner 2. Str. so eindrücklich beschreibt: „Dem Teufel

ich gefangen lag, im Tod war ich verloren, mein Sünd mich quälte Nacht und tag, darin ich war geboren.“) werden poetisch leichtfüßig angedeutet („Ein Ton trifft mein Leben und klingt in mir weit, vertreibt leere Worte aus unheiler Zeit“ Str. 1). Mit einem dem aaronitischen Segen entlehnten Sprachbild schlagen die Texter den Bogen vom Ersten Testament zur christlichen Heilserfahrung: „Der Wandel zum Segen erhellt mein Gesicht.“ (Ende Str. 1). Die ur-protestantische Rechtfertigungserfahrung („Kein strafender Richter,..., Gott lässt mich nicht mehr!“ Str. 2) verbinden sie – deutlicher als Luther – mit der Sendung in die Welt (Str. 4: „Der Geist unseres Glaubens schickt uns in die Welt: Steht auf gegen Unrecht! Das Leben erwählt!“ Str. 4). Die Lebenszuversicht derjenigen, die auf Gottes ewiges Haus hin leben (vgl. Joh 14,2.23; Offb 21,3) ermöglicht es, im Glauben zu lernen (Str. 5).

Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über: Deshalb ruft Luther in seinen Rahmenstrophen dazu auf „mit Lust und Liebe (zu) singen“ und von Gottes Heilstat lobend zu „lehren“. Und deshalb enden auch die aktuellen Liedermacher mit den Zeilen „Mein Herz ist erfüllt und singt froh von ihm ...“.

Die schwingende Melodie ist geprägt durch Quart- und Quintsprünge und die enge Bindung an die elementare Kadenzharmonik. Durch die Motivwiederholungen (mit der Variante am Ende) atmet sie archaische Ursprünglichkeit. Wer in sie einstimmt, ordnet sich ein in ein klingendes Bekenntnis-Ritual von gleichsam

„dogmatischer“ Objektivität. Doch gerade darin eröffnen sich je individuelle Klang-Wege ins Himmelszelt. So trifft Gottes Ton *mein* Leben...

3. Liturgie verstehen lernen: liturgische Bildung

Die liturgische Bildung liegt insbesondere im Protestantismus im Argen. Die Logik der Liturgie ist weithin unbekannt. Die Beschäftigung mit gottesdienstlichem Singen kann diesem Mangel aufhelfen. In den Liedern zum Ordinarium des Gottesdienstes etwa werden Grundvollzüge der Liturgie erschlossen. Die Anrufung des Kyrios als Herrn über alles Leben, die jubelnde Anbetung im Gloria, das Bekenntnis zum trinitarischen Gott, die sakramentale Begegnung mit dem Heilsgeschehen in der Eucharistie im Sanctus, die Bitte um den Frieden, die ihr Recht aus der versöhnenden Selbsthingabe Christi herleitet – all dies gewinnt in entsprechenden Liedern einen eigenen Klangleib.

So erhalten die Grundvollzüge des Glaubens eine sinnlich-ganzheitlich erfahrbare Gestalt. Auch das Kirchenjahr wird durch Lieder leicht erschließbar.

4. Den Glauben anderer kennenlernen: Sprachschule der Tradition und der Ökumene

Lieder repräsentieren die Häuser der Frömmigkeit, die Generationen vor uns bewohnt haben. Sie bieten Sprachmöglichkeiten des Glaubens an, die probeweise übernommen werden können. So werden die Singenden zu Gästen im

Liturgie gewinnt in entsprechenden Liedern einen eigenen Klangleib

Haus der die Zeiten umfassenden Kirche, der klingenden Ökumene, ja zuallererst der Gemeinschaft mit dem Liedgut von Gottes erwähltem Volk Israel, dem Psalter. In den vielfältigen Aufnahmen der Psalmen ins Liedgut der Kirchen wird biblische Tradition lebendig, für viele Menschen wohl der einzige Bezug zu biblischen Texten. Das Liedgut der Volkskirchen hat immer vielfältige Einflüsse aufgenommen und bildet zu einem gewissen Teil die Pluralität der christlichen

Frömmigkeitsprägungen ab. Während bis ins 20. Jahrhundert vor allem die deutschen Choräle in alle Welt exportiert wurden,

importieren wir gegenwärtig mit gutem Grund verstärkt Kirchenlieder aus aller Welt und vielen Konfessionen. So wird ökumenische Begegnung im und durch Singen ermöglicht und der eigene Horizont erweitert.

5. Die Verbindung der Zeiten (Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft) lernen: Anamnese, Geistesgegenwart und eschatologische Erwartung

Nach Christa Reich entsteht beim Singen eine „besondere Zeiterfahrung“ „dadurch, dass Worte, die zum Text eines Gemeindegesangs geworden sind, aufhören, beliebige oder private Worte zu sein. [...] Das Selbst schweigt. Die Worte reden. Dadurch werden die je verschiedenen Zeiten und Geschichten der einzelnen Singenden auf eine Zeit und eine Geschichte ausgerichtet: auf die Heilsgeschichte. Sie wird im Singen präsent gesetzt: ‚Heute ist Zeit der Gnade‘.“¹³ In Liedtexten wie in deren Verklänglichung

wird Heils- geschichte erinnert, wird die Gegenwart des Heils freudig besungen und ausstehende Erlösung erwartungsvoll thematisiert. Im Medium der Musik verbinden sich die Zeiten noch leichter als nur im gesprochenen Wort.

Im Medium der Musik verbinden sich die Zeiten noch leichter als nur im gesprochenen Wort

So wird schon die Musik selbst zum Symbol der Heilsgeschichte. Schon formal knüpfen viele Kirchenlieder an vergangene Tradition an: In Textbezügen (auf Bibeltex-te, aber auch auf frühere Kirchenlieder) und auch in melodischen Anklängen an frühere Melodien, so beispielsweise im Kyrie des Liedes „Holz auf Jesu Schultern“ (EG 97), das melodisch vom gregorianischen Kyrie XI (Orbis factor) herkommt.

Am Ende des Films „Wie im Himmel“ singt der ursprünglich ganz traditionell orientierte Dorfchor bei einem Chorwettbewerb mutig experimentell-avantgardistische Klänge, während der Dirigent des Chores den Herztod stirbt. Die neuen Klänge symbolisieren den Aufbruch zur Hoffnung, einer Hoffnung, die auch das Sterben noch durchtönt.

Für die musikalische Gestalt des Kirchenliedes wäre zu wünschen, dass auch in dieser – musikalisch gesehen – eher konservativen Gattung der Musik mehr ungewohnte Klänge gewagt werden, die die Erwartung des rettenden Handelns Gottes auch musikalisch zum Klingen bringen. So könnte das

Singen Neuer geistlicher Lieder in der Verbindung von Erinnerung, Vergegenwärtigung und Erwartung zum Vorgesmack der Ewigkeit werden, zu einem kleinen Präludium aeternitatis.

■ Peter Bubmann, Neustadt an der Aisch

- 1 Zur bildenden Wirkung von Musik vgl. Peter Bubmann, Musik – Religion – Kirche. Studien zur Musik aus theologischer Perspektive (Beiträge zu Liturgie und Spiritualität; 21), Leipzig 2009, 83-88 (hieraus sind im Folgenden einige Abschnitte übernommen); sowie: Peter Bubmann/Michael Landgraf (Hg.): Musik in Schule und Gemeinde. Grundlagen – Methoden – Ideen. Ein Handbuch für die religionspädagogische Praxis, Stuttgart 2006.
- 2 Vgl. Jochen Arnold, Singen & musizieren, in: Peter Bubmann/Bernhard Sill (Hg.), Christliche Lebenskunst, Regensburg 2008, 103-112.
- 3 „Aktivität und Rezeptivität sind hier unentwirrbar verflochten und stehen zudem während des Singens in steter Wechselwirkung.“ (Singen heute. Vermischte Bemerkungen zu einem komplexen Phänomen, in: Irene Mildener/Wolfgang Ratzmann (Hg.): Klage – Lob – Verkündigung. Gottesdienstliche Musik in einer pluralen Kultur (Beiträge zu Liturgie und Spiritualität; 11), Leipzig 2004, 159-171, 164)
- 4 Ebd.
- 5 Reich, Christa: Der Gemeindegesang, in: Winfried Böning (Hg./Koordination i. V. mit anderen): Musik im Raum der Kirche. Fragen und Perspektiven. Ein ökumenisches Handbuch zur Kirchenmusik, Stuttgart u. Ostfildern 2007, 362-375, 364 (Hervorhebung C. Reich).
- 6 Ebd.
- 7 Bernhard Leube, Singen, in: Fernor, Gotthard/Schroeter-Wittke, Harald (Hg.): Kirchenmusik als religiöse Praxis. Praktisch-theologisches Handbuch zur Kirchenmusik, Leipzig 2005, 14-19, 15.
- 8 A..a.O., 18.
- 9 Manfred Josuttis, Singen, in: ders., Der Weg in das Leben. Eine Einführung in den Gottesdienst auf verhaltenswissenschaftlicher Grundlage, München 1991, 173-204, 178.
- 10 Text: Jürgen Henkys nach Sytze de Vries, Melodie: Willem Vogel, abgedruckt als Nr. 44, S. 57 in: Stimme, die Stein zerbricht. Geistliche Lieder aus benachbarten Sprachen, ausgewählt und übertragen Jürgen Henkys, München (Strube-Verlag) 2003, siehe auch GL 419.
- 11 EG 381: Text und Melodie: Friedemann Gottschick 1965.
- 12 Liederheft „freiTöne“ (Liederbuch zum Reformationssommer 2017), Nr. 145.
- 13 Reich, Christa: Der Gemeindegesang (s. ob. Anm. 5), 373.

Geänderte Ausschreibungspraxis Zum Beitrag der Pfarrvertretung „Aktuelles“ Pfarrvereinsblätter Juli-August 2017

Da scheint sich also ausgerechnet in Baden eine neue „Besetzerszene“ zu etablieren. Sie begnügt sich nicht mit abbruchreifen Häusern, brach liegenden Grundstücken oder AKW-Bauplätzen, nein, sie vergreift sich gezielt und gleichzeitig unspektakulär an den Filetstücken: GemeindediakonInnen „besetzen“ nämlich zunehmend Pfarrstellen. Die Unterstützerszene reicht bis in die Kirchenleitung, die solche Stellen, so der Vorsitzenden der Pfarrvertretung, „zum Teil für PfarrerInnen und GemeindediakonInnen“ ausschreibt – und dann eben auch besetzt.

Es handle es sich um eine „vorab nicht kommunizierte neue Praxis“. Was da allerdings als „neue Praxis“ beschrieben wird, ist der Sache nach ein alter Hut. Schon seit Jahrzehnten werden Stellen in unterschiedlichsten Feldern der Sonderseelsorge und vereinzelt auch Pfarrstellen mit GemeindediakonInnen „besetzt“.

Es ist ein altes Muster: Nicht das Können einer Person entscheidet, sondern ihr Examen: *Zeugnis-* anstatt Gabenorientierung. Die Frage ist nicht „*kann* sie es“, sondern „*darf* sie es“.

Vielleicht werden deshalb der Landeskirche lediglich *strukturelle* Gründe für die „neue Praxis“ zugestanden: Es gehe

darum, Personalmangel zu kaschieren und Kosten zu senken – letztlich frei nach dem Motto, „nicht besser, aber billiger“. Wie abschätzig klingen diese Argumente in den Ohren der Betroffenen. Ich kenne sowohl GemeindediakonInnen, die über „besondere theologische Kompetenzen“ verfügen, als auch PfarrerInnen, die in Seelsorge und Verkündigung gerade an ihren „besonderen theologischen Kompetenzen“ immer wieder scheitern.

Von einem drohenden Verdrängungswettbewerb auf Kosten von PfarrerInnen ist die Rede. Die „berufliche Weiterentwicklung in neue Arbeitsfelder wie z.B. Krankenhauseelsorge“ werde „für PfarrerInnen schwieriger, wenn dort Stellen durch Besetzung mit „geeigneten Personen“ wegfallen. Immerhin hält es die Pfarrvertretung in diesem Zusammenhang dann doch für möglich, dass es hierfür „geeignete“ GemeindediakonInnen geben könnte! Deren „berufliche Weiterentwicklung“ ist ihr dann allerdings kein weiterer Gedanke wert – Hauptsache sie nehmen der eigenen Berufsgruppe nicht die attraktiven Stellen weg. Protektion statt Qualifikation, auch das ist ein „Rückfall“ in alte Denkmuster. Dabei könnte schon ein Blick in die Personalstatistik die Pfarrvertretung beruhigen. Es gibt gemessen an der Anzahl von GemeindediakonInnen mit Si-

cherheit ein Vielfaches an PfarrerInnen. Selbst wenn erstere es wollten, könnten sie letztere nicht „verdrängen“.

Die vorgetragene „Sicht der Pfarrvertretung“, macht den Dienst der GemeinédiakonInnen klein. Sie fördert nicht das Zusammenwirken beider Berufsgruppen auf Augenhöhe. Relevanz und Stellenwert der Religionspädagogik werden nicht reflektiert, und die hohe Qualität der Ausbildung an der Evangelischen Hochschule in Freiburg wird nicht gewürdigt.

Mag sein, dass dies alles auch tatsächlich „Sicht der PfarrerInnenschaft“ ist, meine ist es trotzdem nicht. Mir fehlen erkennbare Gesprächsresultate. Die Rektorin der Evangelischen Hochschule wäre eine wichtige GesprächspartnerIn gewesen, dort werden schließlich die ReligionspädagogInnen ausgebildet, die wir dann als GemeinédiakonInnen antreffen. Der zuständige Referent im Oberkirchenrat und der Direktor des Religionspädagogischen Instituts hätten Auskunft geben können über den Reichtum an Kompetenzen, die sich ReligionspädagogInnen im Lauf ihres Berufslebens erworben haben – nicht anders als auch viele PfarrerInnen.

Schon heute arbeiten in unserer Landeskirche PfarrerInnen und GemeinédiakonInnen auf Augenhöhe zusammen. Sie ergänzen sich segensreich mit ihren gemeinsamen und besonderen Kompetenzen, Erfahrungen und Perspektiven. Das Zusammenwirken von Theologie und Religionspädagogik in

Seelsorge und Verkündigung ist heute wichtiger denn je.

Die Pfarrvertretung kritisiert in der Tendenz zu Recht die unbeabsichtigte Entstehung eines clerus minor. Die Problemlösung wird aber nicht in einem Rückfall in die alten Muster von Abgrenzung und Über- oder Unterordnung zu finden sein, sondern in einem Modell, das Zusammenarbeit auf Augenhöhe begünstigt.

Wer eine Pfarrstelle „besetzt“ sollte daher auch den Titel „PfarrerIn“ führen können – ganz gleich ob als Studiengang Theologie oder Religionspädagogik zugrunde liegt. Nicht nur: „Gleicher Lohn für gleiche Arbeit“, sondern auch „Gleiche Titel für gleiche Arbeit“. Das würde sowohl nach innen als auch nach außen für Klarheit sorgen.

■ Helmut Krüger, Mannheim

Wir werden gerne PfarrerInnen!

Zwischenruf zur Diskussion um die Zukunft des Pfarrberufs

Mit großem Interesse verfolgen wir Diskussion und Auseinandersetzung über die Zukunft des Pfarrberufs, u.a. auch im Badischen Pfarrvereinsblatt.¹ Als zukünftige und nachfolgende Pfarrgeneration sind wir interessiert an den Erfahrungswerten unserer Vorgänger und KollegInnen, ihren Meinungen und Vorschlägen zur Attraktivitätssteigerung unseres Berufs. Viele der Ideen teilen wir (Aufbau von Verwaltungsassistenzen, gabenorientiertes Arbeiten, Reform des Studiums, u. a.), und doch vermissen wir manchmal und mitunter bei der Debatte eines: Die Freude über die schönen, gewinnbringenden und erfüllenden Seiten dieses Berufs.

Ja, wir werden keine normale 40 Stunden-Arbeitswoche haben. Ja, die Bezahlung steht eventuell nicht im unmittelbaren Verhältnis zur geleisteten Stundenzahl und der damit verbundenen Verantwortung. Ja, man ist als PfarrerIn öffentliche Person und kann Berufliches und Privates oftmals nur schwer trennen. Ja, nicht mit jedem Kollegen kommt man im Teampfarramt gut aus, muss es aber. Ja. Aber: Wir wollen trotzdem gerne PfarrerInnen werden. Weil es uns berührt, wenn wir Menschen in ihrer Trauer Trost zusprechen oder mit ihnen und für sie beten können. Weil wir gerne Gottesdienste feiern und uns in (neuen) Formen ausprobieren, die auch Menschen erreichen, die vielleicht sonst nicht in die Kirche kommen. Weil wir im Religionsunterricht entdecken, dass SchülerInnen sich

von biblischen Geschichten begeistern lassen und sie in Verbindung mit ihrem Leben bringen. Weil wir jedes Mal innerlich jubeln, wenn sich Eltern entscheiden, bei der Taufe ihr Kind dem Segen und Schutz Gottes anzuvertrauen. Weil ökumenische Zusammenarbeit keine Phrase bleiben muss, wenn man sich auf die Gemeinsamkeiten besinnt. Weil Orgelmusik rockt – und wir große Lust haben, sie mit neueren musikalischen Formen zu verbinden. Weil wir dafür bezahlt werden, uns mit Menschen unterhalten zu dürfen. Weil uns das Herz aufgeht, wenn wir ein Stück Himmel auf Erde entdecken können. Weil es erfüllend ist, Gottes Geist beim Wachsen zuzusehen. Weil Pfarrer sein unser Traumberuf ist.

Probleme wollen wir dabei bestimmt nicht ausblenden. Wir sind uns mancher Schwierigkeiten bewusst. Doch wir wollen uns von ihnen nicht erdrücken lassen. Denn wir sind motiviert und haben Freude an unserer gegenwärtigen Arbeit. Wir möchten positiv und zuversichtlich in unsere berufliche Zukunft schauen. Deswegen wünschen wir uns in der Debatte um den Pfarrbildprozess vor allem eines: mehr Begeisterung für diesen wundervollen Beruf.

Denn: Wir werden gerne PfarrerInnen!

■ Pascal Würfel und Astrid Döge
Ausbildungsgruppe 16a
der badischen Landeskirche

¹ siehe Heft 05/17, aber auch 07-08/17, u.a.

Wohnung zu vermieten in 74855 Haßmersheim!

Ideal für Ruheständler.
4 ZKB, Garderobe, Gäste-WC.
Große überdachte Terrasse.
Insg. rund 120 qm,
Kaltmiete 600 Euro + Garage 40 Euro.
NK 270 Euro, zzgl. Strom und Müll.

Bei weiteren Fragen
wenden Sie sich bitte an
Pfr. i.R. Hans-Joachim Goos,
Tel. 07262-60 10 610.

Rentantragsteller: Kein Zuschuss zur freiwilligen Krankenversicherung

An die Geschäftsstelle des Pfarrvereins werden immer wieder Antragsformulare des Rentenversicherungsträgers (Deutsche Rentenversicherung, ehemals BfA) z. B. R820 oder R821 geschickt, um einen Beitragszuschuss zur freiwilligen Krankenversicherung zu erhalten. Da der Pfarrverein seine Leistungen als Berufsverband und nicht als Krankenversicherungsunternehmen erbringt, können die Anträge nicht bestätigt werden. Die Möglichkeit des Beitragszuschusses durch die Deutsche Rentenversicherung entfällt. Zuschüsse für die Pflegeversicherung werden seit längerem generell nicht mehr gewährt. Den Teil des Antragsformulars, der für einen Krankenversicherungszuschuss vorgesehen ist, vor dem Zurücksenden an die Deutsche Rentenversicherung bitte durchstreichen, da sonst die Anträge vom Rentenversicherungsträger wieder zurückgeschickt werden.

Krankenhilfe-Abschluss 2017

Bei 7.369 bearbeiteten Anträgen, etwas mehr als im Vorjahr, erreichte die Krankenhilfe des Pfarrvereins rund 5 Mio. Euro und liegt damit etwas unter dem Vorjahresniveau. Die Anträge wurden wie immer sehr zuverlässig und schnell von Frau Krempel bearbeitet. Wenn keine Unklarheiten auftreten, bei denen Rückfragen erforderlich sind und uns alle Blätter des Beihilfebescheides im Original vorliegen, beträgt die durchschnittliche Bearbeitungszeit etwa 14 Tage.

Häufig werden wir kontaktiert, wenn es um Anfragen geht, welche Kosten in welcher Höhe beihilfefähig sind oder warum nicht alle Kosten als beihilfefähig anerkannt wurden. Diese Anfragen bitten wir, an Ihre Beihilfestelle (meist der KVBW in Karlsruhe oder LBV in Fellbach/Stuttgart) zu richten. Das ist die festsetzende Stelle. Wir erkennen die Festsetzungen der Beihilfestelle an. Pflegekosten sind entsprechend zu kennzeichnen als „Pflege“. Hier ist es erforderlich, Belege vorzulegen.

Wir bitten auch von telefonischen Nachfragen über den Stand der Bearbeitung abzusehen, denn die Nachforschungen sind zeitintensiv. Erst bei einer Bearbeitungszeit von mehr als vier Wochen ist eine Nachfrage sinnvoll, ob eventuell etwas auf dem Postweg verloren gegangen ist. Der Postweg wird nicht unwesentlich beschleunigt, wenn statt der Straße unser Postfach 22 26 in 76010 Karlsruhe angegeben wird.

Aktuelles

Bei Durchsicht der Artikel des vergangenen Jahres habe ich festgestellt, dass der Artikel über Diensthandys doppelt abgedruckt wurde, nämlich in der Januar- und in der Februarausgabe 2017 der Pfarrvereinsblätter. Der für Februar eigentlich vorgesehene Artikel über die Mietwertbesteuerung von Pfarrhäusern ist dagegen bislang nur auf der Homepage der Pfarrvertretung zu finden. Wie auch immer es zu diesem Versehen gekommen ist – hier soll zunächst einmal der fehlende Artikel nachgereicht werden:

Mehrfach wurde ich in den vergangenen Jahren auf die Frage der **zu versteuernden Mietwerte für Pfarrhäuser** angesprochen (dabei geht es nicht um angemietete Pfarrhäuser oder Pfarrdienstwohnungen, sondern solche, die der Kirchengemeinde gehören). Nachdem das Personalreferat noch 2013 aktiv dazu aufgefordert hat, die Mietwerte überprüfen zu lassen und hierzu einen Rahmenvertrag mit der Mannheimer Kanzlei GMDP geschlossen hatte, ist dessen Haltung zu diesem Thema anschließend zurückhaltender geworden. Klar ist, dass hier verschiedene und zum Teil divergierende Interessen eine Rolle spielen: das Interesse der Finanzbehörden, eine möglichst hohe sachlich angemessene Besteuerung zu erreichen, aber natürlich auch das Interesse der PfarrerInnenenschaft an attraktiven, den Wohnbedingungen angemessenen Mietwertniveaus. Die Interessen der Landeskirche sind vielschichtig:

- Als Dienstherrin hat sie in Wahrnehmung ihrer Fürsorgepflicht das Interesse, für alle Dienstwohnungsinhabenden eine gleichermaßen gerechte und angemessene Besteuerung zu erreichen.
- Außerdem möchte sie Dauervakanzen auf Pfarrstellen vermeiden, deren Mietwertniveau zum Bewerbungshindernis wird.
- Gegenüber den Finanzbehörden will man nicht als Unterstützerin von Steuervermeidung erscheinen.
- Ein weiterer Aspekt sind die Einnahmen aus dem Dienstwohnungsausgleichsbetrag (der sich anhand des Durchschnitts aller Mietwerte der badischen Pfarrdienstwohnungen bemisst).

Aus unserer Landeskirche sind mir mehrere Fälle bekannt, bei denen in jüngster Zeit Verfahren erfolgreich abgeschlossen werden konnten (was zu deutlich 4-stelligen Steuerrückzahlungen führte, da die Erstattung auch rückwirkend bis zu 5 Jahre möglich ist).

Daher kann man eigentlich nur zu einer Überprüfung ermutigen – zumal der badische Dienstwohnungsausgleichsbetrag in Höhe von 782€ ohnehin im Verhältnis zum bayrischen (680€) und württembergischen (697€) Betrag recht hoch ist. Dieser recht hohe Betrag liegt auch daran, dass immer mehr Pfarrhäuser aufgeben und stattdessen teure Wohnungen auf dem freien Markt angemietet werden. Für die BewohnerInnen dieser

angemieteten Pfarrdienstwohnungen bedeutet das hohe zu versteuernde Mietwerte, für die gesamte PfarrerrInnenenschaft einen Anstieg des Dienstwohnungsausgleichsbetrags und für die Kirchengemeinden hohe Belastungen durch die Mieten. Daher sind, solange an der Residenzpflicht festgehalten wird, gemeindeeigene moderne, kompakte Pfarrhäuser für alle Beteiligten die beste Lösung.

Wünschenswert wäre natürlich ein Überprüfungsverfahren für alle Pfarrhäuser der Landeskirche – die ursprüngliche Festlegung der Mietwerte vor ca. 25 Jahren hat sich in vielen Verfahren als zu hoch erwiesen und war de facto eine Gehaltskürzung. Da die landeskirchliche Initiative allerdings gestoppt wurde, ist eine individuelle Überprüfung durch die betroffenen PfarrerrInnen im Moment die beste Alternative.

Lohnend ist eine Überprüfung grundsätzlich immer, vor allem aber dann, wenn sich anhand von Vergleichsmieten oder einem Mietspiegel nachweisen lässt, dass der zu versteuernde Mietwert deren unteren Rahmenwert überschreitet. Auch wenn das Pfarrhaus in zentraler Lage, verkehrsgeplagt oder auf dem Präsentierteller liegt, wenn die Dienst- und Privaträume im Pfarrhaus unzureichend getrennt sind oder wenn Übergröße vorliegt, lohnt sich die Überprüfung unbedingt.

Mein Artikel zu **berufsgruppenübergreifenden Ausschreibungen von Stellen** in der Klinikseelsorge (PfVBl 7-8/2017)

hat zu einigen Reaktionen geführt, unter anderem auch zu einer Einladung in den Vertrauensrat der KlinikseelsorgerInnen. Deswegen hier ein paar Klarstellungen meinerseits:

- Ziel des Artikels war es nicht, den Dienst der GemeindediakonInnen herabzuwürdigen. Diese haben natürlich Anspruch auf Respekt für ihre Arbeit und auf Zusammenarbeit auf Augenhöhe.
- Gute Zusammenarbeit setzt m.E. voraus, dass alle Beteiligten wissen, was sie ins Team einbringen und was sie von anderen erwarten können. Das gilt für konkrete Teams vor Ort, sei es in Dienstgruppen oder in Kliniken, aber auch für das Verhältnis der Berufsgruppen generell. Daher ist die Frage, ob und wie die verschiedenen Ausbildungen von PfarrerrInnen und GemeindediakonInnen sich im Stellenprofil bemerkbar machen. Wenn mit einer berufsgruppenübergreifenden Ausschreibung klar gemacht wird, dass verschiedene Ausbildungsprofile keine Rolle spielen, gleichzeitig aber die formale Ausgestaltung der Stelle völlig unterschiedlich ist (Beamten-/Angestelltenstatus, Arbeitszeitregelungen, Gehalt), stellen sich Gerechtigkeitsfragen, und zwar für beide Berufsgruppen.
- Dass es im Bereich der Klinikseelsorge Stellen für beide Berufsgruppen im Stellenplan gibt, war mir bekannt. Nicht bekannt war mir, dass diese Stellen frei austauschbar sind. Aus dem Oberkirchenrat bekam ich dazu folgende Information: „Beim landeskirchlichen Stellenplan“

lenplan für die Krankenhausseelsorge handelt es sich grundsätzlich um Sammelstellen, das bedeutet, die Krankenhausseelsorgestellen sind nicht als Einzelstellen im Stellenplan aufgeführt. Es kommt also nicht darauf an, welche Berufsgruppe im Krankenhaus X ist, sondern auf die Gesamtsumme der beiden Berufsgruppen im Rahmen des Stellenplanes. Dies erlaubt gewisse Spielräume für eine berufsgruppenspezifische oder in begründeten Fällen auch berufsgruppenübergreifende Ausschreibung, um auf aktuelle Bedarfe eingehen zu können.“ Transparent war diese Praxis bisher allerdings nicht; sie wurde es erst mit den von mir genannten Ausschreibungen in den GVBl 10/2016 und 3/2017. (Der Genauigkeit halber will ich erwähnen, dass eine erste gemeinsame Ausschreibung schon 13/2014 erfolgt ist; diese hatte ich nicht bemerkt. Weitere gemeinsame Ausschreibungen habe ich auch nach Durchsicht von 10 Jahrgängen GVBl nicht entdecken können.)

- Dass meine Befürchtung, die unterschiedlichen Gehälter könnten es für die Landeskirche attraktiv machen, Pfarrstellen im Bereich der Klinikseelsorge in Stellen für GemeindediakonInnen umzuwandeln (vgl. Pfvbl 7-8/2017, S.352f), ist nicht unbegründet: Die Landessynode hat auf ihrer Herbsttagung die Umwandlung einer 30 %-Pfarrstelle in eine 45 %-GemeindediakonInnenstelle beschlossen. Frau KR Kast-Streib, Leiterin der Abteilung Seelsorge in Referat 3, teilte allerdings mit, dass die Umwandlung auf Antrag des Fachreferats in einem sorgfältig geprüften

Einzelfall erfolgte und dass weitere Umschichtungen unter den beiden Stellenpools in der Klinikseelsorge nicht geplant sind.

■ Volker Matthaei,
Reutgrabenweg 16, 76297 Stutensee,
07249/955889, V.Matthaei@web.de
Sämtliche Mitglieder der Pfarrvertretung
sowie Artikel aus früheren Ausgaben:
www.ekiba.de/Pfarrvertretung

Alexander Grau

Hypermoral. Die neue Lust an der Empörung.

Claudius Verlag, München 2017.
128 Seiten, 12 Euro

Der Hypermoralismus ist die Leitideologie unserer Zeit, so lautet der erste Satz und die sich durchziehende These dieses Buches. In den westlichen pluralistischen Gesellschaften sei Moral nicht länger Ausdruck eines übergeordneten und normierenden Wertesystems wie etwa der Tradition oder der Religion. Der moderne moralische Diskurs kreise vielmehr ausschließlich um sich selbst.

Moral ist zum letzten „Gewissheitsanker“ einer säkularen Gesellschaft geworden. Der Glaube an das Gute zur letzten Gewissheit all jener, die ansonsten an gar nichts mehr glauben: „Moral ist unsere letzte Religion. Da ist auch der einfache Grund dafür, dass die Kirchen ihrerseits Religion im Wesentlichen auf Moral reduziert haben.“

Wo aber alle gesellschaftlichen, politischen und technologischen Fragen „im Jargon aufgekratzter Moralität“ kommuniziert werden, hält zwangsläufig eine manichäische Rhetorik Einzug in die gesellschaftlichen Debatten: es gibt nur noch hell oder dunkel, wahr oder falsch. Wer eine andere Meinung vertritt, wird zum Häretiker und zum Objekt moralischer Empörung. Moral hingegen war und ist nie ideologiefrei. Sie ist stets eingebettet in

einen weltanschaulichen Zusammenhang. Verliert sie aber das Bewusstsein von dieser Kontextualität wird aus der Moral eine sich selbst absolut setzende Hypermoral. Aus ihr entsteht „ein neuer missionarischer Puritanismus“, der für sich beansprucht „dem reinen Guten zum endgültigen Sieg zu verhelfen.“

Für die Religion bedeutet das: sie „wird verkitscht und ihres eigentlichen Themas beraubt.“ Grau beklagt als Folge davon eine Gestalt von kirchlichen Institutionen, „die eine Selbsterlösung qua politmoralischem Engagement“ suggerieren, also das praktizieren, was Luther Werkgerechtigkeit nannte. Damit beschleunigen die Kirchen, so sein Resümee, ihren Untergang als Kultur- und Geistesinstitutionen, „dafür überleben sie als Moralanstalten“. Dem zeitgenössischen Protestantismus attestiert Grau „einen modischen Perspektivismus“, der im „Postulat des Miteinanderredens“ münde. Der Mensch der Moderne frage und suche nicht länger mehr nach dem gnädigen Gott. Er finde Erlösung in einem „diffusen Humanismus“, der ihn „von seinen Sünden zumindest teilweise“ losspreche. Letztlich aber ist dem säkularen Menschen das Erbe der Aufklärung zu anstrengend. Weil überlieferte Traditionen nicht mehr gelten, tritt an ihre Stelle der Glaube an sich selbst: „Das Ich ist sein eigener Erlösergott geworden.“ Für dieses Ich gibt es keine belanglosen Entscheidungen mehr. Es inszeniert sich selbst als unverwechselbar und einmalig. Die „Religion des sich selbst vergöttlichenden Ichs“ ist sein Moralismus, der allerdings keine eigene inhaltliche Substanz mehr hat.

Was bleibt, ist eine Kultur, deren ganzer Gehalt sich in der Ideologie absoluter Offenheit erschöpft. „Man surft auf den Wellen des Zeitgeistes, begrüßt den gesellschaftlichen und technischen Wandel und bejubelt die Buntheit der Welt und ihre Diversität.“ War Kultur einmal ein System aus Symbolen, Werten und Normen, in die man hineingeboren wird, so ist sie nun „ein Konsumangebot aus dem globalen Arsenal weltweiter Folklore zum Zweck individuelle Selbstverwirklichung.“ Grau vermisst am Protestantismus den Glauben, der sich als Gegenströmung gegen den Zeitgeist positioniert. „Gerade das Unhandliche, Unbrauchbare des Paulinismus, gerade das Weltfremde, Unpraktische, Unpopuläre des Protestantismus ist sein bestes Teil“, zitiert er in einer Fußnote aus dem Römerbrief Karl Barths. Diesem Glauben schaut der Autor sehnsüchtig und zeitgeistkritisch nach. Das Buch des Münchener Philosophen und Kulturjournalisten Alexander Grau stellt Fragen. Nach dem, was Kreuz und Gnade, Erlösung und Rechtfertigung allein aus Glauben in einer Gesellschaft bedeuten, die ihren eigenen Moralismus als Religionsersatz konstruiert und aufgehört hat, nach Antworten zu suchen, die das eigene Milieu übergreifen.

Der Autor selbst hat keine Antworten parat. Man sollte die gestellten Fragen darum nicht einfach in die kulturpessimistische Schublade ablegen, sondern sie hören. Es geht dabei um nicht weniger als um Zukunftsfragen von Theologie und Kirche.

■ Klaus Nagorni, Karlsruhe

Muhammad Abu-Hattab Khaled

Martin Luther zwischen Islam und Reformation. Gedanken zur Reformation in ihren Beziehungen zum islamischen Diskurs.

*Verlag Dar Al-Ettihad, 1. Auflage Kairo, 2009.
ISBN 977-17-7697*

Mich hat sehr interessiert, wie ein ägyptischer Intellektueller das Christentum, und hier vor allem die evangelische Variante, sieht. Und dass er versucht, im Zusammenhang mit dem Dialog der Weltreligionen die Beziehung von Islam zu Martin Luther und damit zum evangelischen Christentum ausführlich und fair darzustellen, ist erstaunlich und für mich unerwartet.

Zunächst: Persönlichkeit, theologische Entwicklung Martin Luthers und zeitgenössische Schwierigkeiten und Möglichkeiten sind gut und korrekt dargestellt. Dass Khaled seine Stellung zum Islam besonders betont und dabei aufzeigt, dass Luther vom Islam nur vom Hörensagen wusste, also keine besondere Möglichkeit zu einer intellektuellen Auseinandersetzung hatte, ist wichtig und schließt bei mir eine Wissenslücke. Überrascht war ich zu erfahren, wie viele moslemische positive Stellungnahmen es zur Person des Reformators gibt. Schade finde ich, dass Khaled, ebenso wie die meisten mitteleuropäischen Lutherforscher, übersieht, was der geschichtliche Kontext mit Luther

macht: Er ist Reformator und hinterfragt konsequent und mutig die Fehlentwicklungen in der katholischen Kirche, aber er ist auch ein Mensch des Mittelalters, der gefangen ist in der autoritären Gesellschaftsordnung und den sozialen Gegebenheiten – seine „Berufung“ der Landesherren zu Leitern der Kirche und seine negative Bewertung der Bauernaufstände sind, meine ich, von da her zu verstehen. Er hat das Christentum reformiert. Die Konsequenzen für soziale Struktur und politische Leitung waren für ihn nicht zu erkennen.

Wenn ich ihn richtig verstanden habe, geht Khaled davon aus, dass der Islam eine von Vernunft geprägte Religion sei. Dass die intellektuelle Entwicklung im christlichen Europa im gesamten Mittelalter massiv blockiert war durch die dogmatischen Vorgaben der katholischen Kirche, ist nicht zu bestreiten. Im Gegensatz dazu konnten arabische Gelehrte ihre Gedanken entwickeln und diskutieren und eine wissenschaftliche Kultur fördern, von der das christliche Abendland nur profitieren konnte. Ob der Gebrauch der Vernunft vom Islam ausging oder ob nach Jahrhunderten der intellektuellen Unterdrückung die stürmische wissenschaftliche Entwicklung in der Neuzeit nach Luther – mit ihren Fehlentwicklungen, auf die Khaled zu Recht verweist – aus dem intellektuellen Potential der europäischen Völker erwuchs, kann diskutiert werden. Für die evangelische Theologie des 21. Jahrhunderts kann ich sagen: Naturwissenschaftliche Forschung bekommt keine theologischen Grenzen gesetzt. Naturwissenschaft stößt an Grenzen, wo es um Ethik,

Werte, Lebenssinn geht. Darüber muss intellektuell redlich diskutiert werden. Theologie greift über die der Vernunft gegebenen Bereiche hinaus. „Vernunft + Glaube = Theologie“.

Das gilt allerdings nicht nur für die evangelische Theologie, sondern auch für den Islam. Natürlich überschreitet der Islam die Grenzen der Vernunft: Die Offenbarungen, die Mohammed erlebt hat; die Vorstellung eines Richters, der Gut und Böse der Menschen beurteilt; die Hoffnung auf Auferstehung und das Paradies sind nicht unvernünftig, aber „übervernünftig“, transzendieren die Realität. Khaled ist überzeugter Moslem; darum verstehe ich, dass er behauptet, der Islam brauche keine Reformation. Aber wer historisch – kritisch den Koran liest, entdeckt Brüche, Traditionen und Widersprüche, die nur dadurch zu erklären sind, dass der Koran ebenso wie die Bücher des Neuen Testaments eine geschichtliche Entwicklung durchlaufen hat. Im Islam ist bisher, soweit ich sehe, kein Ansatz dazu zu sehen, Aussagen des Koran zeitgeschichtlich zu beurteilen und damit ihre Relevanz für unsere Zeit einzuschätzen. Die Grundhaltung dem Koran gegenüber ist der der katholischen Kirche im Mittelalter ähnlich: Das musst du glauben, und damit wird deine ethische, politische und soziale Haltung bestimmt.

Dass die christlichen Kirchen nicht gerade überzeugend wirken, ist unbestritten. Aber für die Außenwirkung des Islam als Weltreligion gilt das auch; dass Khaled das bestreitet, ist verständlich. Aber zur Außenwirkung des Islam gehören auch

1972 in die Badische Landeskirche und arbeitete zunächst als Religionslehrerin in Sinsheim. Nach einer religionspädagogischen Fortbildung im Oberseminar Freiburg unterrichtete sie bis 1976 in Karlsruhe. Es folgte eine weitere homiletische Fortbildung – so wurde sie dann 1976 in St.Georgen zur Pfarrdiakonin ordiniert. Viereinhalb Jahre war sie als Pfarrerin in Kehl Leutesheim tätig, bis sie dann nach Emmendingen kam. Die Teamarbeit hatte ihr in Leutesheim gefehlt. In einem persönlichen Visitationsbescheid ist über ihre Arbeit in Emmendingen zu lesen: „Besonders ihr Dienst als Seelsorgerin wird von vielen geschätzt. Sie ist einfühlsam und findet zu Menschen jeden Alters leicht Zugang. Krankenbesuche und die Begleitung Sterbender sind ihr sehr wichtig.“ Ihre weiteren Aufgaben waren die Betreuung von Aussiedlern und die Pflege des Seniorenkreises.

Das alles forderte von ihr viele psychische Kräfte, die aufzubringen ihr immer schwerer fiel. Oft fühlte sie sich überfordert. Deshalb ging sie 1997 nach gut 20 Jahren im Pfarrdienst im Alter von 57 Jahren in den vorzeitigen Ruhestand. Dekan Rüdiger Schulze würdigte ihre Verdienste in der Trauerfeier in der Stadtkirche in Emmendingen mit den Worten: „Die Kirchengemeinde und der Kirchenbezirk Emmendingen schulden ihr großen Dank für ihren engagierten geistlichen Dienst auch noch in ihrem Ruhestand in Form von Vertretungen.“

Cristina Becker nutzte nun die gewonnene Zeit für eine weitere künstlerische

Ausbildung an der Akademie für Bildende Kunst in Lahr. Eindrucksvolle Bilder von ihr waren in einer Vernissage „Faszination Wasser“ zu sehen. Oft malte sie auch Ölbilder mit biblischen Motiven und zu Meditationstexten.

Eine Herzoperation und eine Krebserkrankung unterbrachen diese künstlerische Arbeit.

Nun starb Cristina Becken im Alter von 76 Jahren am 1. November dieses Jahres in Emmendingen. Im Trauergottesdienst konnten die Anwesenden eines ihrer Meditationsbilder nachdenklich betrachten, während Bezirkskantor Jörn Bartels es mit einer Improvisation an der Orgel musikalisch interpretierte.

Das Bild und dazu der Text aus Jeremia 17,7-8 waren ein beeindruckendes Abschiedsgeschenk von Cristina Becker: „Gesegnet ist der Mensch, der sich auf Gott verlässt und dessen Hoffnung der Herr ist.“

■ Hansjörg Ehrke, Berlin

Gerhardt Langguth

* 12. Mai 1925

† 25. November 2017

Lebenslauf für die Trauerfeier in der Stiftskirche in Mosbach am 9.12.2017

Psalm 9,2+3

**2 Ich danke dem Herrn
von ganzem Herzen
und erzähle alle deine Wunder.**

**3 Ich freue mich und bin fröhlich in dir
und lobe deinen Namen,
du Allerhöchster.**

Am 12. Mai 1925 wurde Gerhardt Langguth in Wiesbaden geboren. Bald nach seiner Geburt übersiedelten die Eltern Otto Langguth und Hedwig, geborene Elig nah Wertheim, wo seit 1692 die Familie Langguth wohnte. Er wurde auf die Vornamen Gerhard Paul Otto getauft und wuchs zusammen mit seinem Bruder Erich im Elternhaus, ab 1937 in Kreuzwertheim auf und besuchte die Grundschule und das Gymnasium in Wertheim. Im Jahr 1939 wurde er konfirmiert und erhielt den Denkspruch aus dem Philipperbrief, Kapitel 3, Vers 12: „Ich jage ihm aber nach, ob ich's auch ergreifen möge, nach dem ich von Christo Jesu ergriffen bin.“ Beim Abitur erhielt er den Scheffelpreis, 1943 wurde er zuerst zum Reichsarbeitsdienst und anschließend zur Wehrmacht einberufen.

Zum Einsatz kam der Verstorbene als Gefreiter der Infanterie-Panzerjäger zur

Ausbildung in Kroatien und Serbien, dann zum Einmarsch in Ungarn und schließlich an die Front in Lettland. Am 19. August 1944 wurde er durch fünf Granatsplitter schwer verwundet. Er wurde nach der Operation auf dem Hauptverbandsplatz auf einem Lastschiff zusammen mit vielen anderen Verwundeten über die Ostsee zurück transportiert, zuerst ins Lazarett in Bad Gleichenberg in der Steiermark, dann nach Tauberbischofsheim, dann zur Ersatztruppe – wieder ausgeheilt nach Wiesbaden. Eine Trombophlebitis bewahrte ihn vor neuem Fronteinsatz. Gott hatte wohl anderes mit ihm vor. Fünf Monate Kriegsgefangenschaft bei den Amerikanern im PWG 404 in Südfrankreich blieben den Brüdern Erich und Gerhardt Langguth nicht erspart. Im September 1945 lud die Badische Landeskirche alle, die Theologie studieren wollten, ins Mädchenheim in Bretten ein. Zwei Vorseminer und eine Zusatzprüfung an der Universität in Heidelberg waren notwendig, Gelegenheit zugleich Griechisch und Hebräisch zu lernen. Das Geld zum Studium musste er sich selbst verdienen, der Vater hatte ja sein Vermögen in der Weltwährungskrise verloren. Von allen Professoren, deren Vorlesungen und Seminare der Verstorbene besuchte, hat ihn am meisten Karl Barth während drei Semestern 1949-51 in Basel begeistert und in seinem theologischen Weiterdenken beeindruckt.

Nach erstem und zweiten Examen beim Evangelischen Oberkirchenrat in Karlsruhe und Vikariat in der Lukaskirche von Dekan Köhnlein an der Markuskirche in Karlsruhe begann Gerhardt Langguth

seine erste Gemeindearbeit 1955 in Kieselbronn bei Pforzheim. Von seiner Gymnasialzeit in Wertheim über die Studienjahre bis zum Ende der Gemeindepfarrerzeit in Kieselbronn 1964 war dem Verstorbenen Evangelische Gemeindejugendarbeit mit großen Sommerfreizeiten sehr wichtig. Gemeindeaufbau ohne Gemeindejugendarbeit – bei der auch die Eltern einbezogen wurden – ist nicht möglich. In Kieselbronn wurde anstelle der alten Pfarrscheuer ein Gemeindehaus erbaut, die Wehrkirche renoviert, Dorfentwicklungsseminare, Erziehungsseminare, Männerarbeit und Frauenarbeit gestaltet. Hausbesuche im Lauf der Jahre in allen Häusern des Dorfes waren angesagt. Damals redete man von der „Gehstruktur“ der Kirchengemeinde anstelle der „Kommstruktur“. Während der neun Jahre in Kieselbronn wurden auch die drei Kinder Tobias, Johannes und Peter geboren. Die Pfarrfrau Hanna, geb. Neumann, war immer der ruhende Pol im umtriebigen Pfarrhaus.

Zum ersten Mai 1964 wurde Gerhardt Langguth von Landesbischof Dr. Heidland zum Industrie- und Männerpfarrer für Nordbaden nach Mannheim berufen. Nach der Dorfpfarrerzeit begann ein neuer, prägender Lebensabschnitt: Industriebesuche, Handwerkerarbeit, Evangelische Arbeitnehmerschaft, Kirche und Sport. In seinen Lebenserinnerungen hat der Verstorbene davon berichtet. Der Eintritt in die Gewerkschaft und später in die SPD waren unerlässlich. Von Industriearbeit der Kirche wissen Theologie und Kirchenleitung so gut wie nichts. Jeder Industriefarrer muss sich seinen eigenen

Weg bahnen. Der Verstorbene hat mit zehn Groß- oder mittelständigen Betrieben sog. Querschnittstagungen über ein Wochenende in jährlicher Folge aufgebaut. Jedes Jahr fand eine Tagung für Unternehmer von Handwerksbetrieben statt. Im Jahr 1966 wurde der ökumenische Arbeitskreis „Kirche und Sport in Baden“ gegründet. Der Industriefarrer war meistens in Nordbaden unterwegs, vor allem an den Wochenenden bei einer Tagung – für Pfarrfrau und Kinder kein guter Zustand. Nach sechs Jahren musste im Interesse der Familie ein anderer Arbeitsort gesucht werden. Gerhardt Langguth wurde zum Pfarrer an der Stiftskirche hier in Mosbach und zum Dekan des Kirchenbezirks berufen.

Für weitere neun Jahre wieder eine neue Wegstrecke. Zusammen mit Pfarrer Otto Claus an der Stiftskirche und in der Waldstadt, Pfarrer Heinz Engelfried an der Christuskirche und in Nüstenbach, Gemeinmediakonin Waldtraut Rügger, Pfarrer Frick und später immer ein Vikar, Wolf-Dieter Goldamer und den christlichen Pfadfindern entwickelte sich ein ideenreiches Team zum Gemeindeaufbau. Der Gemeindebrief, im Dekanatsbüro gedruckt, schuf Verbindung zu allen Gemeindegliedern. Ein großer, gut organisierter Frauenkreis bestand schon, Männerabende kamen dazu, im Frühjahr eine Wochenendfreizeit im Elsaß für Familien mit kleinen Kindern, im Herbst eine Seniorenfreizeit in der Evangelischen Tagungsstätte Löwenstein, Sommer- und Winterfest der Kirchengemeinde mit stattlichem Ertrag zugunsten der Kindertagesstätten. Am Pfingstmontag Gottes-

dienst im Grünen auf der Dreibrunnenwiese, die Gastarbeiter wurden ins Martin-Luther-Haus eingeladen, der Besuchsdienstkreis ins Leben gerufen und vieles andere mehr.

Der Dekan musste natürlich auch für den Kirchenbezirk Sorge tragen: Bezirkssynode, Bezirkskirchenrat, Bezirksdiakonieausschuss, Pfarrkonvente, Visitationen, Dekankonferenzen, Neugründung der Erziehungsberatungsstelle und der Sozialstation ...

Von Herbst 1978 bis zum Eintritt in den Ruhestand 1990 eröffnete sich mit der Übernahme der Leitung der Evangelischen Akademie Baden noch einmal ein weites Feld. Hier konnten Ideen aufgegriffen werden, die in der Luft liegen und über die nachzudenken sich lohnt. Damit verbunden war die Leitung des kirchlichen Dienstes in der Arbeitswelt (KDA) und die weitere Zusammenarbeit zwischen Kirche und Sport. Den Verstorbenen forderten neben vielen anderen vor allem zwei Fragestellungen heraus: „Das Verhältnis von Juden und Christen heute“ und die Jahrhundertaufgabe „Krieg und Frieden“. Bis zu 200 zumeist jüngere Teilnehmer kamen zu den Friedenstagungen. Der Verstorbene gewann die Überzeugung: Völker und Staaten müssen im 21. Jahrhundert lernen, Krieg zu ächten, Rüstungsindustrie in lebensförderliche Produktion zu konvertieren, junge Staatsbürger nicht an Kriegswaffen, sondern zu Mediatoren auszubilden. Im Gespräch mit dem reichen Schatz jüdischer Schriftauslegung muss die Evangelische Theologie neu durchdacht werden. Es

entstand auch eine Tagungsreihe Ökologie und Bewahren der guten Schöpfung Gottes in Zusammenarbeit mit dem ersten Umweltbeauftragten der Landeskirche Dr. Gerhard Liedtke. Einige Karl-Barth-Tagungen lockten zu neuen Ufern. Im Ruhestand übersiedelte die Familie Langguth zuerst in die Mosbacher Waldstadt, später in die Schlossgasse in der Altstadt. Gottesdienst-Vertretungen, ökumenischer Männertreff in der Waldstadt und der „Schwarze Kaffee“, d.h. der Konvent der Pfarrer i.R. und Pfarrfrauen boten Gelegenheit, dass der Verstorbene sich aktiv einbringen konnte.

Am 25. November 2017 wurde er in Gottes Ewigkeit abgerufen.
Requiescat in pacem.

■ Folkhard Krall, Mosbach –
nach einem selbstverfassten Lebenslauf
von Gerhardt Langguth

Zu guter Letzt

Gebet

(eines Pfarrers im Ruhestand)

Gott, ich bin's, Manfred, erinnerst Du dich?
(Erde: Längengrad: 8.3935546875 / Breitengrad: 49.03786794532641)

Früher, oft, habe ich dich angerufen. z. B. als Kind, um den Lauf der Welt zu meinen Gunsten zu ändern, in Ängsten manchmal, für einen geliebten Menschen oder später in Gottesdiensten, dann in der Schule, an Gräbern, im KU usw ...
Pflichtgebete! Dann sind sie, langsam, verkümmert.

Sind wie ein Fluss verdunstet in der Wüste des Alltags.
Zu beten war schön, wenn Hoffnung gefragt war, war schwer am Bett eines sterbenden Kindes, wurde schwierig, weil doch jetzt mehr Sonnen am Himmel sein sollen, als Sandkörner auf der Erde. Zuletzt oft nur die Klage:
„Mein GOTT, mein GOTT, warum habe ich dich verlassen?“
Ich DICH! DU mich auch? - wo immer DU dich versteckst?

Bist DU es, wenn im Morgendunst ein Vogel singt, ein Kind geboren wird oder eine Geige sich hingibt am geöffneten Fenster? In jeder Nachricht im Radio oder TV könnte Dein Auftrag sein: „Geh, es ist Hunger in Afrika, Kinder werden verstümmelt, Deine einfache Botschaft verdorben, Reiche protzen unbekümmert im Angesicht von Not!“ Worauf warte ich? Auf einen brennenden Dornbusch, einen Regenbogen oder Engel? Sind diese Bilder nicht alle entlarvt als Mythos oder Natur?

Ich rufe noch immer, aber höre nur das Echo meiner Zweifel. Im Meer von Unrecht und Fragen bist DU untergegangen. Ja, deine alten Bücher sind voller Poesie, aber auch voller Hass und Unsinn. Gut, da war zuletzt ein Mann, der leichten Herzens Menschen verwandelte, ermutigte zu aufrechtem Gang, Licht versprach - und doch qualvoll starb.

Den Gesang der Sterne verstehe ich nicht, doch SEINE Stimme ist - noch nicht - verstummt in mir: „Folge mir nach!“ Herr, bist DU das oder mein Überich? Unbedingt der Wahrheit folgen? Gerne, ab wo ist sie im Hin und Her der Meinungen. Wo, bitte, ist, außer in Momenten des Zorn und der Liebe, noch Evidenz. Schon verdächtigt man auch den Altruismus als versteckten Egoismus! Gutes tun der Ewigkeit wegen? Verdammte Vernunft.

Ich möchte wieder ein absolutes Gegenüber für meine Fragen, meinen Dank, für neue Aufgaben und, auch das, ein wenig Absolution!
Ich möchte wieder ganz sein, rein sein, wie am Anfang...

Also, melde DICH, bitte ... !!